

WOZU NOCH ARCHITEKTUR?

Das Selbstverständnis der Architekten – und warum es sich ändern muss

Vortrag von Hanno Rauterberg

am 10. Dezember 2004

im Architektursalon Kassel

Hat die Architektur noch eine Zukunft? Das klingt nach einer sehr polemischen Frage. Denn eigentlich gehen ja doch alle ganz selbstverständlich davon aus, dass sie eine Zukunft hat, ganz klar. Gleichwohl kann man sich, glaube ich, nicht sicher sein, ob diese Zukunft auch tatsächlich von Architekten gemacht werden wird. Der Bedarf an neuen Bauten, an neuen Rathäusern, Schwimmbädern, Schulen schrumpft dramatisch, genau in dem Maße, in dem die deutsche Bevölkerung und ihre Lust am Konsum schrumpfen. Und wenn doch noch etwas gebaut wird, dann stammen die Entwürfe immer häufiger von Zeichenrobotern, von menschlichen und maschinellen. Die Großinvestoren der Baubranche sind oft nur noch rein formaljuristisch auf die Beteiligung von Architekten angewiesen, eigentlich kommen sie längst ohne deren Hilfe aus, dafür gibt es längst die entsprechende Software.

Verschärfend kommt hinzu, dass sich immer mehr Architekten, wie in einem Akt vorseilenden Gehorsams, selbst für überflüssig erklären, indem sie offen für die Wiederrichtung längst verschwundener Bauten plädieren, für einen Rückgriff also auf die Entwürfe von Vorgestern, die alles Zutun der Heutigen obsolet erscheinen lassen. Die Zukunft liegt für diese Architekten sozusagen in der Vergangenheit, und kein anderes Thema übrigens erregt die Öffentlichkeit mehr als diese Sehnsucht nach dem Verblichenen. Es beteiligen sich auch keineswegs nur die Altväter, auch Junge tragen den Retrotrend mit, etwa das Büro Nöfer aus Köln. Und auch in Holland, das eigentlich immer als Hort des Frechen und Experimentierfreudigen galt, finden sich immer mehr Architekten, die dem Gestrigen huldigen. Vor nicht allzu langer Zeit ist ein Buch mit dem vielsagend paradoxen Titel „Contemporary Traditionalism“ erschienen.

Es gibt also gute Gründe, einen Vortrag über die Zukunft der Architektur in der Vergangenheit beginnen zu lassen. Und am besten eignet sich wohl der besonders geschichtsselige 4. Juli 2002. Der 4. Juli 2004 war, das ist glaube ich nicht übertrieben, ein grausamer Tag für die deutschen Architekten. Ein Datum, das zur Wendemarke taugt. Denn an diesem Tag entschied sich Deutschland für eine Rekonstruktion – mit deutlicher Mehrheit stimmten die Parlamentarier des Bundestags dafür, das 1950 gesprengte Berliner Stadtschloss neu entstehen zu lassen. Drei Fassaden sollen einer barocken Vorlage gemäß neu errichtet werden, auch einige alte Innenräume will man aus nicht mehr vorhandenen Trümmern wiedergewinnen. Wenn man so will, war es eine durchaus schicksalhafte Entscheidung für die Architekten in diesem Land, denn in jahrelanger, oft zäher Debatte war die Schlossabstimmung zu einer Art Glaubensbekenntnis hoch gespielt worden. Ein Duell zwischen Restauration und Modernität, zwischen Historismus und Gegenwart wurde ausgetragen, und endete mit einer Niederlage: Die Moderne war besiegt, ein unüberhörbares Misstrauensvotum ausgesprochen. Noch nicht einmal einen Wettbewerb, in dem die Gegenwart ihre eigene Lösung vorzeigen dürfte, will man abhalten. Offenbar, so muss man schlussfolgern, steht die Architektur der Gegenwart in keinem guten Ruf. Offenbar überzeugt sie nicht, offenbar versagen viele ihrer Ideale und Maßstäbe.

Just diese Ideale und Maßstäbe sind es, die ich in meinem Vortrag ein wenig hin und her wenden will. Es scheint mir tatsächlich höchste Zeit zu sein, das Wirken und Schaffen der Architekten einmal kritisch zu hinterfragen. Denn nur durch dieses Hinterfragen kann es gelingen, eine neue, veränderte Sicht auf die Zukunft zu gewinnen. Und eine solche Selbstbefragung ist schon deshalb überfällig, weil viele Begriffe nicht mehr greifen, viele Grundlagen bröckeln, und damit das herkömmliche Selbstverständnis der Architekten dramatisch an Plausibilität verliert. Gerade dafür steht ja die Schlossdebatte mit ihrem prekären Ende. Unmissverständlich zeigt sie uns, dass die modernistische Architektur in der Defensive ist, dass sie eine Bringschuld besitzt. Man verlangt von ihr, dass sie offenlegt, wofür sie eigentlich steht. Welche Versprechen sie parat hält. Was denn ihre Qualitäten sind. Was eigentlich bietet uns die Architektur von heute? Das sind die Fragen, die anstehen, nicht erst seit dem 4. Juli. Und die in diesem Vortrag erörtert werden sollen.

Ich verzichte dabei bewusst auf eine prachtvolle Diaschau, auch wenn ich damit Sie, die Bildverwöhnten und Bildgewöhnten, vielleicht auf Entzug setze. Doch soll es in der kommenden Dreiviertelstunde tatsächlich um das Wort gehen, um ein Nachdenken darüber, was Architekten tun und was sie tun sollten und tun könnten – und was in den allgemeinen Baudebatten gern verdrängt wird. Denn verdrängt wird vieles im Reich der Architektur, viel zu sehr traut man den Oberflächen, viel zu selten geht der Blick ins Innere. Gerne wird daher auch der Streit auf dem Berliner Schlossplatz, dieser Disput zwischen Modernisten und Traditionalisten, als Einzelfall abgetan, als ein Beispiel besonderen Stursinns und ungewöhnlicher Borniertheit. Wer allerdings die Bauwelt aufmerksam und wach beobachtet, wird rasch erkennen, dass dem keineswegs so ist. Er wird feststellen, das habe ich ja eingangs schon angedeutet, dass nach einer Phase, in der sich die Architektur wieder auf regionale Traditionen besann und den Kontext neu entdeckte, nun am Beginn des 21. Jahrhunderts auch ein unverhohlener Historismus wieder gesellschaftsfähig geworden ist. Zugleich wurde der Hass auf die Moderne, auf alles, was kein Satteldach, keine stehenden Fenster, keine aufgemauerte und sorgfältig verfugte Fassade hat, immer spürbarer und ist erstaunlich angeschwollen. Die Zeiten des freien Formenspiels, einer ironisierenden Postmoderne sind vorbei - jetzt wird wieder ernst gemacht.

Überall ist eine starke Sehnsucht nach dem Alten zu spüren. In Dresden, wo man nicht nur die Frauenkirche rekonstruiert, die verschollenen Fresken inklusive; auch der Neumarkt soll möglichst originalgetreu wiederhergestellt werden, so wünschen es sich viele Bürger. In Hannover-Herrenhausen breitet sich diese Freude an der Rückkunft des längst Verschwundenen ebenso aus wie in Frankfurt, wo man das 1950 gesprengte Thurn- und Taxis-Palais nachbauen möchte. Potsdam hat beschlossen, die Paulinerkirche zurückzuholen und das Stadtschloss ebenso, und in Hamburg-Blankenese möchte man ein ganzes Viertel im Neobiedermeier entstehen lassen. Dies nicht als Rekonstruktion, sondern als freie Neuschöpfung dessen, was vielleicht irgendwann einmal so oder ähnlich hätte sein können. In Berlin gar ist das von der Kritik heftig gezauste Hotel Adlon mittlerweile zum Exemplum des besseren Bauens avanciert; durch den selben Investor und in ähnlicher Manier soll nun an der Oranienburger Straße gleich ein ganzes Stadtquartier errichtet werden – diesmal von amerikanischen Architekten entworfen, weil diese sich offenbar

auf Pariser Neo-Beaux-Arts und einen Neoklassizismus à la Henselmann besonders gut verstehen.

Da mag die Architektenschaft noch so laut "Kitsch" brüllen, sich über die "Disneyfizierung" und den "Selbstbetrug" erregen. Und die Stadtbauwelt kann sich, so wie in ihrer Ausgabe zum Thema „Dirty Urbanism“, voller Häme über alles Populäre und Populistische beugen und von „Planern ohne Ehre“ und „Architekten ohne Ehrgeiz“ sprechen. Nein, auch solche Redakteure, denen die Moderne eine Frage der Ehre ist, müssen anerkennen: Der Neotraditionalismus, der in England von Prince Charles und in den USA vom New Urbanism vorangetrieben wird, ist längst auch in Deutschland angekommen. Architekten wie der Hamburger Axel Siemonsen oder Hans Kollhoff und Paul Kahlfeld aus Berlin machen aus ihrer Bewunderung für das 18. und 19. Jahrhundert keinen Hehl mehr und zeigen keine Scheu, auch die Bauaufgaben der Gegenwart – Sportstadien, Flughäfen, Konzernzentralen – wieder mit Gesims, Halbsäule, Tympanon, Zwerchhaus und Ädikula zu zieren. Warum sollte das, was zum Beispiel an vielen Rathäusern dieser Republik vor rund hundert Jahren wohl gelitten war, heute verwerflich sein? Warum nicht auf die Bauformen und die Ornamente zurückgreifen, die über Jahrtausende zum selbstverständlichen Repertoire des Architekten gehörten? Das sind die Fragen, die Siemonsen, Kollhoff und Co stellen. Die Moderne hingegen, ihre Abstraktion, ihren ausgekühlten Rationalismus, ihren weitgehenden Verzicht auf das Spielerische und Magische, halten sie für einen Irrweg, für eine Fehlentwicklung, die man abschneiden müsse – und mit dieser Forderung sind sie nicht allein.

Angesichts der zahlreichen Attacken müsste doch eigentlich, so sollte man denken, die Debatte innerhalb der Architektenschaft mächtig wogen und brodeln. Was ist heute noch modern? Wieviel Rückgriff ist erlaubt? Welche Formen sind die richtigen? Alle diese Fragen müssten heiß diskutiert werden. Doch nichts davon ist zu vernehmen, es herrscht Grabesruh. In den vielen Fachzeitschriften, die sich mit dem Bauwesen befassen, kommt der Neotraditionalismus für gewöhnlich nicht vor; und auch Kongresse oder Podiumsdiskussionen thematisieren die sich häufenden Angriffe auf das Selbstverständnis der Architekten nur äußerst selten. Obwohl sich diese Attacken eigentlich nicht länger ignorieren lassen, hat man sich dafür entschieden, vornehm zu schweigen. Man übt sich in Pragmatismus, so wie auch viele der jüngeren Architekturbüros, die neue Formen der Vermittlung

und andere Medien der Einflussnahme nutzen, oft auf eine sehr poppige, sehr spielerische Art, die sich also von den klassischen Berufsbildern zu emanzipieren suchen. Auch sie stellen sich nur äußerst selten den Grundsatzfragen, die eigentlich ganzen oben auf der öffentlichen Agenda stehen. Fast so als hätten auch sie eine gewisse Scheu, sich diesen Entwicklungen kritisch anzunähern.

Dabei gäbe es durchaus gute Argumente, mit denen sich die Architektenschaft zur Wehr setzen könnte. Und wenn Sie mir den kleinen Exkurs erlauben, will ich einige dieser Argumente kurz darlegen. Zum Beispiel ließe sich darauf hinweisen, dass der Historismus eine Art Selbstmumifizierung betreibt. Schlimmer noch: Er gibt sich aus als ästhetisches Nostalgieverlangen und leugnet alle gesellschaftspolitischen Ambitionen, betreibt aber unter der ornamentierten Oberfläche in Wahrheit ein hochideologisches Projekt. Er verfolgt eine Strategie der Kompensation: Alles verändert sich, doch die Baukunst soll bleiben, wie sie war; wir importieren unser Essen, unsere Kleidung, unsere Autos aus aller Welt, der Architektur aber wird abverlangt, sie möge sich ganz der Region verpflichten; und während das Gen-Zeitalter anbricht und die völlige Machbarkeit des Menschen sich anbahnt, sollen Häuser so aussehen, als sei nichts gewesen. Während man sich also mit der technisch-wissenschaftlichen Modernisierung abgefunden hat, da diese allgemein als schicksalhaft und unaufhaltsam gilt, verlangt man von den Künsten, dass sie sich abkoppeln und der Krisenreparatur und Krisenprävention verschreiben: Sie sollen also die Innovationen der Technik und Wissenschaft vom Nachweis ihrer Kulturverträglichkeit entlasten. Erwartet wird von ihnen nicht Kritik, sondern Kompensation, damit sich der Fortschritt nicht länger der Frage stellen muss, ob er denn der Entwicklung von Humanität und individueller Freiheit eigentlich dienlich ist.

In diesem Sinne wünscht man sich auch die Architekten als Fluchthelfer, die einen dorthin entführen, wo das Leben noch übersichtlich, klar gefügt und dauerhaft ist. Nur wenn uns die Künste stabile Wahrheiten bieten, können wir die Instabilität des Neoliberalismus ertragen; wenn die Krise schon sozial nicht zu bewältigen ist, dann soll die Kultur sie zumindest abfedern; Architektur soll heilen in heillosen Zeiten – dies ist die Logik, der viele Neohistoristen folgen.

Dass sich die Architektenschaft in ihrer Mehrheit an diesem Eskapismus nicht beteiligen möchte, finde ich durchaus verständlich.

Die Frage ist nur: Was folgt daraus? Ist es richtig, die wachsende Skepsis, die durch die Neohistoristen geschürt wird, einfach zu ignorieren? Zumindest halte ich es für einen kapitalen Fehlschluss, die berechtigte Kritik an den Retroarchitekten als eine Rechtfertigung des eigenen, modernen Bauens zu verstehen. Im Gegenteil: Glaubhaft werden die Modernisten nur dann den wachsenden Wettbewerb mit der neuen Geschichtsseligkeit bestehen können, wenn sie ihr Selbstverständnis neu überdenken und ihre eigenen Wertmaßstäbe offenlegen. Sie werden, davon bin ich überzeugt, just das beherzigen müssen, was sie bei den Traditionalisten so sehr vermissen: Ehrlichkeit und Selbstkritik. Und mit dieser Ehrlichkeit und Selbstkritik möchte ich im Folgenden beginnen.

Von beidem war ja bislang nur wenig zu bemerken. Lieber rufen Architekten nach der Volkserziehung, nach mehr Bildung und Öffentlichkeitsarbeit, lieber fordern sie eine Großoffensive der Politik, ein eigenes Architekturministerium, um die Baukultur wieder zu einem gesamtgesellschaftlichen Thema zu machen, statt selbst einmal zu erklären, was denn das Gute am guten Bauen eigentlich ist. Nie wird dargelegt, worin der Mehrwert von Architektur tatsächlich besteht. Verbessert sich denn das Leben einer Durchschnittsfamilie, wenn sie aus ihrem Durchschnittsfertighaus auszieht und in ein Durchschnittsarchitektenhaus übersiedelt? Und was genau ist es, das sich da verbessert? Abstrakter gefragt: Gibt es so etwas wie Architekturpsychologie? Wenn ja, wie funktioniert sie? Kann man mit einem Haus tatsächlich einen Menschen foltern, ihn gar erschlagen, oder ist Architektur nur etwas für die verfeinerten Geschmäcker? Wer leidet denn unter den Einfamilienhauswüsten, unter den hingewürfelten Gewerbegebieten, unter den künstlichen Einkaufsparadiesen – sind es am Ende nur die Architekten?

Über alle diese Fragen nach den Grundlagen des eigenen Tuns wird in der Architektenschaft, so habe ich den Eindruck, nur äußerst selten gesprochen: Lieber hadert man mit der allgemeinen Geschmacklosigkeit, als den eigenen Geschmack zu diskutieren. Von Qualität ist zwar viel die Rede, doch völlig unklar ist, was dieses Wörtchen denn bedeutet.

Gewiss, rein formal lässt sich auf Firmitas, Utilitas und Venustas verweisen: Jedes Gebäude sollte regen- und winddicht sein, Dach und Mauern dürfen nicht wackeln, auch der Umwelt sollte ein Hausbau nicht allzu viel aufbürden. Doch über die Architektur selbst, über ihre Ästhetik, ist damit noch nichts gesagt: Muss sie schön sein? Oder aber kritisch? Soll sie provozieren? Darf sie narrativ und bilderreich daherkommen? Oder ist Minimalismus viel besser? Und was eigentlich bedeutet das: zeitgenössisch bauen? Das sind die Fragen, die meiner Meinung nach viel zu selten gestellt werden.

Statt dessen hört man ein kategorisches: „Es gibt kein zurück!“ Das ist einer der Kernsätze, auf die sich die meisten Architekten immer noch gerne berufen. Doch klingt dieses Credo heute angesichts der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, angesichts der immer rascher wechselnden Trends, der wilden Kompilationen in Mode, Kunst und Populärmusik längst nicht mehr so markig und überzeugend wie noch vor 80 Jahren. Zwar lassen sich die Kompensationsstrategien der Historisten mit guten Argumenten kritisieren, doch wäre es naiv, deswegen das Neue prinzipiell dem Alten vorzuziehen. Immer noch gilt unter Architekten, dass Innovation besser sei als Tradition, Glas irgendwie zeitgemäßer als Stein, ein Flachdach progressiver als ein Satteldach, eine Panoramascheibe zukunftsweisender als ein Sprossenfenster. Doch lässt sich anhand von Form und Material längst nicht mehr eindeutig entscheiden, ob ein Gebäude rückwärtsgewandt ist oder gegenwartsbezogen.

Zumindest hat der alte Gegensatz von Rückschritt und Fortschritt viel von seiner Strahlkraft eingebüßt und man muss schon sehr genau hinsehen, um das eine wirklich vom anderen unterscheiden zu können. Längst hat sich unsere Gesellschaft daran gewöhnt, dass auch das Unzeitgemäße sehr zeitgemäß sein kann. Und so präsentiert sich denn zum Beispiel das aktuelle Möbel- und Autodesign mit seinen Anspielungen auf die siebziger Jahre zugleich retrospektiv und futuristisch, nostalgisch und zukunftsfröh. Vor gar nicht allzu langer Zeit wurde ein Hightech-Oldtimer von Rolls-Royce vorgestellt. Das Modell – Basispreis 380000 Euro – sieht so bullig aus wie seine Vorgänger, besitzt aber natürlich Satellitennavigation und ähnliche technische Raffinessen, gut verborgen hinter Edelholzfurnieren. Niemand scheint sich an dieser absurden Doppelcodierung sonderlich zu reiben.

Offenbar sind es nur noch Architekten, denen es merkwürdig vorkommt, Hightech-Oldtimer zu bauen, also Neorenaissance-Giebel mit modernsten Dämmplatten zu hinterfüttern. Sie halten unverdrossen Begriffe wie Authentizität und Eigenständigkeit als Zentralwerte in Ehren. Ein Großteil der Bevölkerung indes ist da weniger streng. Gerade die erwähnten Diskussionen um die Wiederenstehung längst verschwundener Gebäude haben gezeigt, dass die Skrupel, das Gewesene zu wiederholen, fast ganz verschwunden sind. Schließlich spiegelte sich doch auch in einer Rekonstruktion der authentische Ausdruck einer Zeit, argumentieren die findigen Befürworter. Lüge, Fake und Simulation sind selbstverständlicher Teil der Alltagsästhetik, so dass auch der Begriff Kulisse nicht unbedingt mehr als Schimpfwort verwendet wird; zu Recht übrigens, denn immer schon wurden Fassaden auch als Gesichter und Masken begriffen – Architektur war immer auch die Kunst des Theatralischen.

Und eigenständig? Warum sollte jedes Gebäude seinen unverwechselbaren, der Gegenwart verpflichteten Charakter besitzen? Leiden unsere Städte nicht unter den vielen Architektur-Autisten, die rücksichtslos nur sich selbst verwirklichen? Sollte man sich also nicht die Vergangenheit zum Vorbild nehmen, wo die Unterordnung des einzelnen unter ein Ganzes noch selbstverständlich war? So fragen keineswegs nur die Neotraditionalisten, auch bei vielen anderen hört man den Ruf nach einer Alltagsarchitektur, die wieder den Typus pflegt und das Gemäßigte, ja das Normale will.

Worauf gründen also die Architekten ihren Begriff von Qualität, wenn nicht auf das Authentische, das Zeitgemäße, das Eigenständige? Viele versuchen es mit dem Wahrhaftigen und widmen sich ganz den Materialien und Konstruktionen. Dabei bewegen sie sich ihrerseits in einer Tradition, wie sie zum Beispiel schon von Bruno Taut gepflegt wurde, der die "Sauberkeit und Glätte des ganzen Hauskörpers" zu seinem Ziel erklärt hatte. Das Uneindeutige und Überflüssige, das Sentimentale und Unfertige hat in dieser Architektur keinen Ort, sie möchte die perfekte, die reinliche und abschließende Lösung. Bekanntermaßen handelt es sich bei dieser Reduktion auf das Wesentliche und Unverzichtbare um einen Topos, der bis auf Alberti zurückgeht. Und doch ist die Popularität dieser Bauten, die nichts dem Zufall überlassen und alles geregelt sehen wollen, wohl nie so groß gewesen wie heute – wohlgemerkt unter Architekten. Dem verbreiteten Bedürfnis nach Behaglichkeit setzen sie die Alternative einer ehrlichen Nacktheit entgegen und wollen

durch ihren Purismus eine wohltuende Leere eröffnen und gedankliche Klarheit erst ermöglichen.

Diesem Anspruch auf Ehrlichkeit und Askese verdanken sich die wunderbarsten Baukunstwerke, das will ich gar nicht bestreiten, auch wenn diese in Wahrheit natürlich keineswegs ehrlich und asketisch sind. Denn es ist ja eine sehr aufwendige Einfachheit, die dort entsteht: Der Reduktion, so könnte man sagen, geht eine gewaltige Induktion voraus, eine Aufladung, die dem eigentlich unbedeutenden Detail zu ungemeiner Bedeutung verhilft. Das vermeintlich Funktionale eines Handlaufs oder Fensterrahmens bekommt durch den enormen gestalterischen Aufwand die Züge eines Ornaments, eines minimalistischen Dekors. Nicht Ehrlichkeit prägt also diese Architektur, sondern Understatement, nicht Askese, sondern Verschwendung. Und sie ist damit nicht weniger fetischverliebt als die Bauten der Neotraditionalisten, mit dem einzigen Unterschied, dass die einen Ziegelmauerwerk und die anderen Sichtbeton zu ihrem Inbild einer besseren Baukunst machen.

Keineswegs will ich bestreiten, dass eine Ästhetik der Reduktion mit ihren Bauten aus Stahl, Glas oder Holz gerade dem geschulten Auge weit mehr zu bieten vermag, als ein phrasenhafter Historismus. Gleichwohl seien die Architekten gewarnt, sich in einer Diskussion über die Qualitäten ihrer Häuser auf einen moralischen Standpunkt zurückzuziehen und sich auf die größere Wahrhaftigkeit zu berufen. Ihre Sichtbetonwände mögen ihnen selbst zwar als schön und richtig erscheinen – doch leitet sich daraus nicht das Recht ab, den eigenen Geschmack zu verallgemeinern und auch anderen eine schlackenlose Architektur zu verordnen. Zumal man den Vertretern des Purismus die gleiche Frage stellen muss wie den Retroarchitekten: Was denn eine Architektur der Wesentlichkeit heute noch sein kann, wo wir doch eine ständige Umwertung aller Werte erleben? Spricht nicht auch aus dem Reduktionismus die Hoffnung auf eine zeitlose Architektur, sucht nicht auch sie nach dem Eigentlichen und will zurück zu einem Ewiggültigen?

Der Unterschied zwischen einem guten und einem schlechten Bauwerk ist also offenbar, wenn ich dieses kleine Zwischenfazit ziehen darf, nur schwer zu definieren. Und diese Unbestimmtheit ist es, die viele fatale Konsequenzen zeitigt: Die Architektenschaft nämlich, die eigenen Unsicherheiten spürend, schottet sich ab und spricht am liebsten mit

sich selbst. Die Bauherren setzen vor allem auf Wirtschaftlichkeit und technische Funktionalität, mithin auf Faktoren, die sich in Zahlen fassen lassen. Und der Rest der Welt? Der übt sich in Ignoranz – und scheint damit nicht unglücklich zu sein.

Um so bedrohlicher ist es, dass ausgerechnet die Historisten mit ihren klaren Freund-Feind-Bildern an Rückhalt gewinnen. Während sich die modernen Architekten von der Rolle des Hoffnungsträgers und Visionärs immer mehr verabschieden, da ihre Hoffnung, durch besseres Bauen auch eine bessere Gesellschaft errichten zu können, viel zu oft enttäuscht worden ist, zeigen die Neotraditionalisten keine Scheu, ihre Architektur auch als Glücksversprechen anzupreisen und eine "Heilung der Städte" (Friedrich Dieckmann) und des Gemeinwesens zu verheißen. Sie fordern eine konventionelle Architektur – und damit implizit auch eine Konvention für unsere Gesellschaft, eine neue verbindliche Wertordnung. Mithin könnte man die Historisten als die wahren Modernen von heute bezeichnen: So wie die Architekturhéroen des Neuen Bauens am Anfang des 20. Jahrhunderts gerieren sich heute die Retroarchitekten als unterdrückte Minderheit, sie meinen die eigentlichen Bedürfnisse des Volkes zu kennen und wollen sie erfüllen, sie glauben mit großer Verbissenheit daran, das einzig richtige Rezept gefunden zu haben und fordern das Gute für alle, eine Standardisierung des Glücks.

Was also bleibt den Studenten und Architekten, denen, die weiterhin an ein aufgeklärtes, an ein selbstkritisches Bauen glauben wollen? Was bleibt Ihnen, die als Architekturstudenten sich das Berufsfeld erst noch erobern müssen?

Natürlich könnten alle weitermachen wie bisher. Sie könnten sich damit begnügen, als bauende Elite den eigenen Regeln treu zu bleiben und weiterhin auf kunstsinnige Bauherren zu hoffen. Natürlich können sie auch das Feld des Eigenheimbaus weiterhin den Fertighausfirmen überlassen, die ja den Markt zu 98 Prozent beherrschen. Wenn sie indes mehr wollen, wenn sie sich mit einer Minderheitenrolle nicht zufrieden geben und neue gesellschaftliche Bedeutung gewinnen möchten, dann, so glaube ich, werden sie von just jenen Bedürfnissen lernen müssen, die sich im Neohistorismus formulieren. Erst in der Auseinandersetzung mit den Erwartungen eines großen Publikums kann sich erweisen, ob die eigenen Begriffe und Vorstellungen noch tauglich sind. Ob die moderne

Architektur erhebt, ermuntert, erfreut – oder ob ihre subtilen Anspielungen nur noch den Fachmann erreichen.

Was gefragt wäre, ist also eine neue Bescheidenheit einerseits, und die Öffnung ins Unbekannte andererseits, um es plump zu sagen – und es gibt diese Öffnung ja auch in der spielerischen Praxis mancher junger Büros durchaus, das erwähnte ich schon. Ein Großteil der Architektenschaft allerdings wähnt sich noch immer, wenn auch unausgesprochen, als Avantgarde, immer noch lebt die von der Athener Charta formulierte Vorstellung fort, dass es der Architekt sei, der “die vollkommenste Kenntnis vom Menschen” besitze. Immer noch pflegt man das Gefühl der Überlegenheit und verhöhnt alles Populäre. Die Hundertwassers, Hellers und Rizzis werden wie die ärgsten Feinde bekämpft, man missgönnt ihnen Erfolge wie die in Braunschweig oder Uelzen, statt diese Erfolge als Symptom zu begreifen. Ich glaube ja in der Tat, dass eine genauere Beobachtung dieser bauenden Varieté-Künstler zu der Erkenntnis verhelfen könnte, dass offenbar sehr viele Menschen das Bedürfnis verspüren, sich von der Architektur beleben und begeistern zu lassen – dass sie von ihr angesehen werden wollen.

Jedem Architekten steht es offen, diese Empfindungen vieler Laien, die sich meist auf die Temperatur eines Gebäudes, auf seine Atmosphäre beziehen, als unqualifiziertes Gefühlsgedusel abzutun – oder es ernst zu nehmen, um auch selbst wieder ernst genommen zu werden. Zumindest für diejenigen, die sich immer noch als Universalisten verstehen, sollte es eine Selbstverständlichkeit sein, sich gelegentlich auch in die Rolle des Architekturdilettanten zu versetzen. Die Regel ist ein solches Einfühlungsvermögen indes nicht. Immer noch lebt das Vermächtnis von Mies van der Rohe, der sich als Erzieher seiner Auftraggeber verstand und deren Möbel gerne am Boden angeschraubt hätte, um die Kontrolle der Architekten zu wahren. Solches zu fordern, würde heute niemand mehr wagen – doch ergeht man sich weiter genüsslich darin, über spießige Topfpflanzen, über Troddelgardinen und mit Postern zugeklebte Bürotüren zu lästern.

Doch eine Architektenschaft, die tatsächlich den Dialog mit den Normalmenschen suchte, würde nicht länger darüber klagen, dass ihre Bauten nicht genügend beachtet und bewundert werden und sie in den Medien nur vergleichsweise selten vorkommen. Statt dessen begänne sie damit, sich verwundert zu fragen, warum eigentlich ein be-

stimmter Teil der „Baupublizistik“ durchaus beachtliche Erfolge verbucht. Erstaunt stellen Sie fest, dass sich Zeitschriften wie „Schöner Wohnen“ oder „Haus und Garten“ blendend verkaufen und alle paar Wochen ein neues Indoor- und Lifestyle-Magazin gegründet wird? Die Menschen interessieren sich offenbar sehr für Gestaltung, für Räume, für ihr Umfeld. Nur merkwürdigerweise erlischt ihre Neugier, sobald sie Haus und Wohnung verlassen. Bezeichnend für diese Schizophrenie ist der Erfolg eines Titels wie „Architektur und Wohnen“. Niemand käme auf die Idee, eine Zeitschrift „Weinflasche und Trinken“, „Buch und Lesen“, „Auto und Fahren“ zu nennen – bei der Architektur allerdings wird die Trennung zwischen Hülle und Inhalt, zwischen Haus und Leben offenbar bereitwillig akzeptiert.

Die bauende Zunft tut hingegen gerne so, als sei die Architektur etwas Unumgängliches, eine Kunst, um die niemand herumkomme, weil sie anders als Literatur oder Musik unseren Alltag präge. Die Wirklichkeit sieht indes anders aus, denn die meisten Menschen halten ihre gebaute Umwelt für unbeeinflussbar und somit auch für uninteressant. Allenfalls nehmen sie das wahr, was neu und noch nicht bekannt ist, der Rest verschwimmt zur diffusen Kulisse. Stur trotten die Menschen an der Architektur vorbei, und wenn sie sich dann doch einmal einer Bürgerbewegung anschließen, dann wendet sich diese, so zeigt es die Erfahrung, in den allermeisten Fällen gegen etwas: gegen die Größe eines Gebäudes oder gegen dessen künftige Nutzung; um Gestaltungsfragen scheint sich hingegen kaum jemand zu scheren.

Woran mag das liegen? Und wichtiger noch: Wie lässt sich das ändern? Wie kann die Architektur in den Bilderfluten unserer medialen Gesellschaft auf sich aufmerksam machen – ohne dabei zum Logo zu verkommen und nur noch als Werbeträger zu dienen? Auf diese Zukunftsperspektiven möchte ich nun im letzten Teil meines Vortrags eingehen – die Krisensymptome habe ich offengelegt. Nun stellt sich die Frage nach der Therapie.

Selbstverständlich darf es für die Architekten nicht darum gehen, sich zum Medium der schnellen Moden zu machen. Und niemand würde ernsthaft fordern, nun Hundertwasser zur neuen Leitfigur auszurufen. Doch erst wenn die Architekten sich nicht mehr als Stilpolitizisten aufspielen und sich nicht länger als Märtyrer einer architekturungläubigen Zeit in

eine selbstgewählte Isolation zurückziehen, erst dann wird es ihnen gelingen, die eigene Rolle wieder lebendig und offensiv zu gestalten.

Zu einer solchen Neudefinition des eigenen Tuns gehörte dann auch, sich selbst nicht länger nur als Fachleute vom Bau zu verstehen, sondern auch in den großen allgemeinen Diskussionen unserer Zeit die Stimme zu erheben. Es ist durchaus bezeichnend, dass man die Kunst des Essays, die argumentierende Stellungnahme lieber anderen überlässt. Unser Umgang mit der Geschichte? Die Partikularisierung der Gesellschaft? Eine sich anbahnende Reproduzierbarkeit des Menschen? Das sind Fragen, deren ethische Komplexität man lieber meidet. Sicher ist der Einwand berechtigt, dass die Architekten von diesen Dingen wenig verstanden und deshalb Zurückhaltung angebracht sei. Vertreter anderer Kunstgattungen allerdings, vor allem die der Literatur oder des Theaters, fühlen sich durchaus berufen, auch in fremde Terrains vorzustoßen und den eigenen Horizont zu überschreiten. Sie nutzten die Feuilletons der Republik als Resonanzraum, wenn nicht sogar als Podium – und üben sich in gesellschaftlicher Selbstverständigung. Von den Architekten hingegen war selbst in der Debatte um das Holocaust-Mahnmal oder in der Denkmalschutzdiskussion nur wenig zu hören, denn lieber übt man sich in Lakonie und Zynismus, als in Feuereifer und Kampfeslust.

Doch nicht nur in den politischen Arenen müssten die Architekten wieder stärker in Erscheinung treten. Auch die ästhetische Auseinandersetzung bedürfte einer Wiederbelebung, offen müsste über die eigenen Wertbegriffe gestritten werden. Auch die Jungen, die gern als Off-Architekten apostrophiert werden, haben mit den Fragen nach Form nur selten etwas im Sinn. Auf – wie ich finde imponierende Weise – nutzen sie das Prozessuale und Aktionistische, um zu einer neuen Alltagsnähe zu gelangen und den klassischen Anspruch der Architekten auf Ewigkeit zu unterlaufen. Gleichwohl wird dabei auch die Frage nachdem, was am Ende stehen soll, nach dem was bleibt und dann als Architektur erlebbar ist, gern umgangen. Man weicht den Grundsatzdebatten über die ästhetischen, die formalen Qualitäten der Architektur lieber aus, und nur deshalb übrigens konnte Hans Kollhoff in jüngster Zeit mit seinen Forderungen nach mehr Gemütlichkeit in der Architektur soviel Aufsehen erregen. Flugs wurde der Berliner Architekt zum neokonservativen Außenseiter stigmatisiert, statt die Verunsicherung, die er auslöste, als Impuls zu begreifen.

Ähnlich wird auch die Sehnsucht nach Schönheit, diese viel beschworene, eher verlacht, denn hinterfragt. Dabei würde es sich durchaus lohnen, einmal zu ergründen, ob denn tatsächlich die meisten Menschen das Vertraute, das Kleinteilige und Spielerische als schön empfinden. Gibt es wirklich, wie gerne behauptet wird, einen Archetypus des Schönen, eine dem Menschen eingebrannte Idealvorstellung der Welt? Meint Schönheit nur die Oberfläche oder ist sie auch, was mir deutlich lieber wäre, der Ausdruck eines Inhalts, der Gestalt annimmt?

Bei einer Debatte solcher Fragen würde man rasch feststellen, dass auch das Selbstverständnis der Architekten nicht ausgespart bleiben kann. Im Nachdenken über die eigenen Werte und Maßstäbe wäre er gezwungen, auch sein Menschenbild offen zu legen und die eigenen Ziele zu definieren. Er könnte nicht länger nur über das „Wie sollen wir bauen?“ streiten, sondern wird das „Warum sollen wir bauen?“ zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen machen. Und genau darin sehe ich eine große Chance für alle Architekten, die sich der Moderne noch verpflichtet fühlen.

Von einer „inneren Bedeutung“, die für die Architektur zurückgewonnen werden müsste, sprechen zwar auch die Historisten. Doch versuchen ihre Bauten diese neue Wertigkeit durch alte Formen wiederzugewinnen, so als könnte man einen Inhalt erschaffen, indem man eine Hülle für diesen erfindet. Vergleichbaren Argumentationsmustern sind leider viele Modernisten ebenfalls verfallen, auch sie hängen dem Irrglauben an, es sei vor allem das Aussehen eines Gebäudes, das über dessen Qualität entscheide. Dabei könnten sie sich ohne weiteres – anders als die Neotraditionalisten, die ganz auf ihre historischen Formfibern fixiert sind – von diesen Stilgefechten verabschieden. Sie müssten dafür nur die eigentliche Leitidee der Moderne reaktivieren und wieder zu ihrem Hauptanliegen machen: die Frage nach der Funktion.

Damit meine ich natürlich nicht, die Fehleinschätzungen der Klassischen Moderne zu wiederholen und unter Funktionalität nur das Rationale und Berechenbare zu verstehen. Zur Funktion guter Architektur gehört ja eben auch, dem Irrrationalen seinen Raum zu geben – Häuser zu bauen, die nicht unbedingt gemütlich, in jedem Falle aber gemütvoll sein müssen. Wenn die Architektenschaft sich nicht weiter wegducken und den Histo-

risten und Billighausanbietern das Feld überlassen will, dann wären also zwei Strategien sinnvoll: Sie muss erstens für die eigenen Überzeugungen offensiv werben. Und sie muss zweitens die Überzeugungen der anderen offensiv einbinden.

Oft hört man das Argument, die Bauten sprächen doch für sich und seien in ihrer Wirkung also Werbung genug. Aber für wen oder was eigentlich sollen Gebäude entstehen, wo sie doch völlig anonymisiert die Straßen der Städte säumen? Anders als der gewöhnliche Maschendrahtzaun oder das Werbeplakat am Straßenrand trägt die Architektur nicht den kleinsten Hinweis, wer sie in wessen Auftrag entwarf und baute. Warum ist es nicht längst Vorschrift, dass bei jedem Gebäude am Eingang ein kleines Täfelchen hängt, wem man eigentlich für die Schönheit danken, wen man für die Scheußlichkeit verfluchen darf? Warum ist die öffentlichste aller Künste in Wahrheit die verschwiegenste? Neuerdings vertreibt das Deutsche Architektur Museum in Frankfurt eine solche Plakette, und für die Initiative darf und muss man dankbar sein. Warum das Schildchen allerdings 350 Euro kosten soll, bleibt mir unverständlich. Wohl die wenigsten werden bereit sein, wo doch überall am Bau gespart wird, diese Sonderkosten auf sich zu nehmen. Da wären meiner Meinung nach die Kammern gefragt, sie könnten eine solche Plakette sponsern oder sie zur Pflichtmaßnahme erklären. Ansonsten, so fürchte ich, wird die Mehrzahl der Bauten weiterhin namenlos bleiben.

Denn, so zeigt es sich, viel zu selten treten die Architekten für sich selber ein, viel zu wenig machen sie von sich reden – durch Zeitungsanzeigen, durch Führungen, durch Einladungen zu offener Kritik. Häufig vernimmt man die Klage, dass vor allem in den Regionalzeitungen zu selten über das aktuelle Baugeschehen berichtet werde; wenn überhaupt, dann würde einzig über Abschreibungsbetrug oder Baumängel geschrieben, die Namen der Planungsbüros tauchten höchstens am Rande einmal auf. Natürlich ist diese Klage berechtigt, doch fällt sie auf die Architekten selbst zurück. Denn so wie es dem Bürger schwer gemacht wird, einen Weg in die Baukunst zu finden, so ist auch für viele Zeitungsredakteure die Architektur nur eine schwer greifbare Angelegenheit. Von jedem Theater, jeder Galerie, jedem Buchverlag werden sie mit Pressemitteilungen überschüttet, sie werden angerufen und eingeladen, man wirbt um sie. Die Architekten hingegen sind zwar von sich selber eingenommen, aber nicht wirklich von sich überzeugt – denn wie sonst sollte man es erklären, dass sie sich normalerweise bedeckt halten und nur

ganz selten einmal den Kontakt suchen? Insgeheim scheinen sie die Kritik zu fürchten, vor allem die eines Normalredakteurs, dem die Regeln und Begriffe des Eingeweihten nicht vertraut sind, der einfach schreibt, was er so sieht und empfindet. Da nimmt man es lieber in Kauf, dass gar nichts in den Zeitungen erscheint – und mault dann darüber.

Aber nicht nur die Medien ließen sich viel stärker als Forum nutzen, um die Wahrnehmung von Architektur zu stärken, auch das Wettbewerbswesen könnte man als eine Möglichkeit begreifen, die Laien zu interessieren und zu integrieren. Theoretisch sind ja die meisten Ausschreibungen öffentlich und jeder, der sich informieren wollte, könnte sich auch informieren. De facto aber dienen Wettbewerbe fast ausschließlich dem Berufsstand der Architekten und den Bedürfnissen der Auslober – die Allgemeinheit wird allenfalls in Kenntnis gesetzt, wenn die Entscheidungen bereits gefallen sind. Bei geladenen Konkurrenzen werden meist nur die üblichen Verdächtigen zur Teilnahme aufgefordert, und auch in den Jurys finden sich in aller Regel die vertrauten Gesichter. Die Kommunalpolitiker, die ebenfalls geladen werden, sollen zwar die Interessen der Bürger vertreten, doch nur sehr selten treten sie tatsächlich als Vermittler oder Moderatoren auf.

Weshalb ist es nicht möglich, in diese Jurys mehrere Laien zu berufen, so wie man vor Gericht auch Schöffen bei bestimmten Verfahren einbezieht, um zu einem gerechten Urteil zu gelangen? Warum stellt man die Entwürfe der letzten Runde nicht öffentlich aus und hält ein Gästebuch parat, in dem sich zumindest ein Stimmungsbild der Bevölkerung abzeichnen könnte? Hat man Angst vor ihr? Falls nicht, was ich hoffe, dann ließe sich doch erwägen, dass bei wichtigen Bauvorhaben die Architekten ihren Entwurf in einer Art öffentlicher Disputation erklären und für ihn werben. Zumindest böte ein solcher Vortrag die Möglichkeit, die eigenen Kriterien darzulegen und über die Vorstellungen von Experten wie von Laien kontrovers zu diskutieren.

Sicherlich wäre es unsinnig, künftig nur noch an einer demokratisch abgefederten, von Volksbefragungen geleiteten Architektur zu bauen. Doch wer sich mit dem Hinweis, auch der Architekt sei schließlich ein Künstler und beanspruche als solcher Autonomie, der Bürgernähe entziehen und dem Dialog ausweichen möchte, wird sich rasch in völliger Weltentrückung wiederfinden. Spätestens seit Marcel Duchamp hat ja gerade die Kunst ihr Werte-, Gattungs- und Funktionsverständnis radikal verändert und in vielen Fällen das

autonome Kunstwerk ausgetauscht gegen Konzepte und Strategien; jüngere Künstler verstehen sich mitunter gar als Dienstleister, sie kochen, verkaufen Gebrauchtkleider oder massieren die Füße der Museumsbesucher. Lange schon haben sie mit der Vorstellung gebrochen, dass Kunst unantastbar zu sein habe und vor allem über die Aura ihre eigentliche Wirkung entfalte.

Von diesen Künstlern scheinen viele jüngere Architekten sich etwas abzugucken, wie mir scheint und was mich freut. Sie lernen, wie es gelingen kann, die Rolle des genialischen Schöpfers aufzugeben, die Autorschaft nicht mehr als Fetisch zu behandeln und den Architekturbegriff zu erweitern – ohne dabei die eigene Identität zu verraten und den eigenen Willen abzugeben. Hier, in der Kunst, lässt sich womöglich auch begreifen, was eine Architektur im Konjunktiv sein müsste: Dass es eben nicht darauf ankommt, was ein Haus zeigt, sondern was es ermöglicht. Die Vorstellung, es gebe eine absolute Qualität, ist, so fürchte ich, längst passé – Qualität ist immer subjektiv, sie ist gebunden an das Verhalten, Erleben und Empfinden des einzelnen.

„Das Gelingen und Nichtgelingen eines neuen Stadtquartiers“, schrieb Gert Kähler im Hamburger Architekturjahrbuch, „hängt von vielen Faktoren ab – nicht in erster Linie von der Architektur.“ Ich fürchte, er hat recht. Die urbanen Wirkungen der Architektur sind in der Regel gering, sie werden auch meist nicht weiter diskutiert. Immer noch gelten Scharrons Philharmonie und Mies van der Rohes Nationalgalerie in Berlin als zwei der besten Bauten des 20. Jahrhundert. Das sind sie auch, zweifelsohne. Nur für den Stadtraum, für den Kemperplatz, auf dem sie stehen, sind sie keine Jahrhundertlösung. Mit dem haben sie nämlich kaum etwas zu tun. Sie stehen einfach da wie abgeworfen, schön, auratisch, den Rest der Welt ignorierend. Ich erzähle Ihnen das, weil sich an diesem Beispiel symptomatisch zeigt, wie welt- und in diesem Fall stadtvergessen die Architektur oft ist. Warum das so ist? Weil sich allzu viele Architekten immer noch als Formenfinder und Wahrzeichner verstehen und eben nicht als Ermöglicher. Die Zersplitterung unserer Gesellschaft und die immer vielfältigeren Lebensstile begreifen sie eher als Bedrohung, denn als Chance. Statt die pluralisierten Bedürfnissen zu erkunden und diesen eine bauliche Gestalt zu verleihen, statt neue Wohn- und Lebensgrundrisse zu entwerfen, verharren sie lieber im angestammten Streit der Stile und begreifen Kammermitgliedschaft und Bauvorlagenberechtigung als Mittel, um ihre erodierende Macht zu sichern. Fast so, als

hätten sie den Glauben an ihre Bauten längst verloren, als hielten sie die Architektur in einer Welt, die sich immer stärker über Datenkabel und Bildschirme vermittelt, für eine ohnehin vergebliche Anstrengung. Doch das ist falsch. Wenn wir in der Architektur mehr sehen als nur einen technisch-rationalen Vorgang, dann GIBT es für sie einen Bedarf, einen, den man gar nicht hoch genug einschätzen kann. Gerade die Entstofflichung der Wirklichkeit, die Virtualisierung, wird das Bedürfnis nach realen Raum- und Materialerfahrungen wecken und die Architektur als eine Möglichkeit der Wirklichkeits-Erfahrung wieder wichtig werden lassen. Doch zurücklehnen und abwarten darf sich die Architektenschaft nicht: Erst wenn Aneignung und Anteilnahme, Evaluation und Selbstkritik zu den Kernbegriffen der Architekturdebatte werden, erst dann wird das Gestalten, Planen und Bauen nicht länger nur die Fachzirkel beschäftigen. Der Architekt von Morgen darf also, um ein Fazit zu ziehen, nicht nur Designer sein, er sollte sich auch als Entwickler, als Kundschafter des Wohnens, als Moderator und Berater verstehen. Der Eigensinn der Bewohner, selbst ihr Stursinn, muss ihm das höchste Gut sein, selbst dann, wenn er darunter leidet. Mit dem Anschrauben von Tischen und anderen Utensilien des täglichen Bedarfs wird es zumindest nicht getan sein, mit absolutistischen Verfügungsgesten ist heute nichts mehr festzudübeln und anzunieten. Dafür, um es flapsig zu sagen, gibt es in Deutschland, diesem Heimwerkerparadies, auch viel zu viele Akkuschauber. Selbst ist der Mann, und der Architekt nur Architekt. Es sei denn, der 4. Juli würde tatsächlich zur Wendemarke. Und gemeinsam begännen sie zu schrauben und zu werkeln, an einer neuen, einer anderen Architektur. An einer Architektur, die das Off ins On trägt, in der sich alle wieder finden, die Laien und die Profis, die Heimwerkler, Geschichtsgründer und nicht zuletzt auch die Ästheteten.